



DAS PARADOX DER NACHHALTIGKEIT ALS MODEERSCH EINUNG

Architektur und Natur in Zeiten des Biokapitalismus Das Verhältnis von Architektur und Natur scheint mehr denn je ungeklärt zu sein und aus sozio-ökologischer Perspektive betrachtet nicht genügend differenziert zu werden. In der Architekturdebatte sind vielfach immer noch formalistische wie phänomenologische Ansätze virulent, die an einem vor-modernen, essenzialistischen Naturbegriff festhalten. Gleichzeitig nimmt die Nachhaltigkeit immer stärker den Charakter einer ökonomischen, politischen und wissenschaftlichen Modeerscheinung an, die zunehmend verdinglicht, vermarktet und finanzialisiert wird. Hier stellt sich die Frage, ob und inwieweit eine vermeintlich nachhaltige Architektur wirklich nachhaltig ist.

Autor: Kim Förster

Gesetzt den Fall, dass wir das Zeitalter des «Post-Naturalismus» erreicht haben und akzeptieren, dass der Mensch nunmehr vermag, lebende Organismen künstlich zu erschaffen, braucht es einen nicht weiter wundern, dass Natur als spezifischer und abstrakter Begriff in der Architektur oftmals keine entscheidende Rolle spielt. Und wenn, wird der Einsatz natürlicher Materialien oder die Entwicklung neuer Technologien zur Lüftung oder Klimatisierung, zur Energiegewinnung beziehungsweise -versorgung symbolisch überhöht respektive ästhetisch verklärt. Statt über das Verhältnis von Architektur, Gesellschaft und Natur nachzudenken gemäss einer politischen Ökologie, wie sie Bruno Latour formuliert hat, und Lösungsansätze in Theorie, Praxis und Politik zu formulieren, geht es in der Architektur, der Bau(stoff)industrie und der Stadtpolitik vorrangig um den Begriff der Nachhaltigkeit.¹ Dabei ist die nachhaltige Entwicklung – vor mittlerweile über 25 Jahren mit dem Brundtland-Bericht auf die Agenda von Nationalstaaten und nicht-staatlichen NGOs

gesetzt – mittlerweile längst zu einem leeren Schlagwort verkommen, das zwar anscheinend niemand mehr hören kann, das aber nach wie vor eine Entschärfung der negativen Auswirkungen menschlichen Handelns auf die Natur, neue Erkenntnisse und grössere Aufmerksamkeit wie auch Gewinnmaximierung verspricht. Wenn Nachhaltigkeit jedoch die Maxime ist, welche Qualitäten würden dementsprechend eine gute Architektur ausmachen, und wer kann sich überhaupt leisten, diese zu definieren?

Im Architekturdiskurs und vor allem in der architekturbezogenen Kulturproduktion werden immer wieder einzelne Aspekte der Nachhaltigkeit als Handlungsprinzip thematisiert – so der Einsatz erneuerbarer Energien und das Aufkommen neuer Technologien, aber auch Fragen bezüglich der Wahl von Baustoffen und der Bestimmung von Lebenszyklen, vereinzelt auch die Verhandlung partizipativer Planungs- und Bauprozesse sowie gemeinschaftlicher Nutzungen. Allerdings ist keineswegs eindeutig definiert, über welche Vorstellung von Natur wir in der Architektur über-

haupt reden. Denn nicht zu Unrecht führte der Kulturtheoretiker Raymond Williams an, dass «Natur» als einer der komplexesten Begriffe gelten muss.² Traditionell wird die Ressource Natur als materielle Realität schlechthin gesehen, im doppelten Sinn als natürliche Bedingung und als ursprüngliche Bezugsebene.

Ausgehend davon, dass es sich bei der Natur um eine soziale Konstruktion handelt, die bestimmten Interessen unterliegt, da es um spezifisches Wissen, um ein dynamisches Beziehungsgeflecht zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren und um politische Handlungsmacht geht, gilt es genauer zu definieren, warum sie in ihrem Verhältnis zur Architektur nicht einfach als externalisiert oder internalisiert, sondern universell als Teilelement eines komplexen Ursache-Wirkung-Zusammenhangs zu verstehen ist. Wie kann ein Ansatz für eine kritische Praxis in der Architektur aussehen, welcher nicht nur die Institutionen der Architektur hinterfragt? Was macht denn die globalen Rahmenbedingungen der Architektur aus, insbesondere in Bezug auf die naturräumlichen und sozioökonomischen Voraussetzungen und Folgen des Rohstoffabbaus und -handels, explizit der geopolitisch relevanten Energie- und Agrarwirtschaft, der weltweiten Abholzung der Wälder, aber auch der Herstellung von Baustoffen und -materialien – wie zum Beispiel für die Betonproduktion? Dabei kann es nicht darum gehen, von der Natur zu lernen, sie zu beherrschen beziehungsweise zu beschützen, sondern sie als historisch bedingt zu sehen. Denn sofern wir von einer planetarischen ökologischen Krise ausgehen können, müssen wir anerkennen, dass es sich weniger um eine Krise der Natur denn vielmehr um eine der Gesellschaft handelt.

Kritische Architekturpraxis:

Arrièregarde kontra Avantgarde

In der englischsprachigen Architekturdebatte wurde vor dreissig Jahren ein Ansatz für eine neue Architekturpraxis formuliert, der unter dem Vorzeichen einer post-fordistischen Restrukturierung der Weltwirtschaft über deren globale Rahmenbedingungen reflektierte und zudem einen Naturbegriff prägte, der offensichtlich immer noch Bestand hat. Damals hatte der Architekturhistoriker Kenneth Frampton in «Towards a Critical Regionalism» (1983), ausgehend von der Gesellschafts- und Zivilisationskritik, die der Philosoph Paul Ricœur in «Geschichte und Wahrheit» (1955) formuliert hatte, eine Kritik an der modernen wie an der postmodernen Architektur formuliert.³ Framptons Forderung nach einer widerständigen Architektur, die sich gegen die Ortslosigkeit der Globalisierung und die Bildhaftigkeit der Postmoderne wandte, mündete in einer Version des kritischen Regionalismus, den er in Abgrenzung von der vermeintlichen Neo-Avantgarde (und damit analog zur Terminologie des Militärs) als «Arrièregarde» auslegte. Damit griff seine Theorie

zum einen das emanzipative Potenzial der architektonischen Moderne auf, zum anderen aber ging sie konkret auf den geografischen Kontext von Gebäuden ein. Obwohl Frampton den Bedingungen und Auswirkungen der Globalisierung damals durchaus kritisch gegenüberstand, wird aus dem Text deutlich, dass er den Widerstand weniger sozioökonomisch oder gesellschaftspolitisch als vielmehr architekturästhetisch verstand – als Plädoyer gegen die historistischen beziehungsweise formalistischen Positionen der Whites und Grays in New York, in Ergänzung zu seiner Historisierung von Le Corbusier für ein US-amerikanisches Publikum. Die Pointe ist, dass diese Version eines kritischen Regionalismus, die selbst bald der Postmoderne zugerechnet wurde, ein weiteres Mal der Autonomiebehauptung der Architektur – sowohl der Disziplin als auch der Profession – in die Hände spielen sollte.

Zur Rekapitulation: In den sechs Punkten, die Frampton in seinem polemischen Manifest als neue Programmatik angeführt hat, problematisierte er unter «1. Kultur und Zivilisation» den Wandel zur postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft, welche sich in Bezug auf den städtischen Kontext mit einer zunehmenden Automobilisierung und Suburbanisierung von Wohnen und Arbeit zeigte, wobei sich für ihn die zerstörerische Kraft des Modernisierungsprozesses seit den Sechzigerjahren darin zeigte, dass eine hochindustrialisierte Architektur nunmehr nur noch kompensatorische Fassaden liefern konnte; unter «2. Aufstieg und Fall der Avantgarde» – in Tradition der Argumentationslinien der Frankfurter Schule –, dass die Künste und damit auch die Architektur zur Unterhaltung und Ware hin tendierten, da die Medienindustrie die Massenkultur dominiere und von daher der Avantgardismus sein emanzipatorisches Moment verloren hätte. Stattdessen müsste man von der Fragmentierung und dem Ende einer kritischen Gegenkultur ausgehen. Als Alternative schlug Frampton im Folgenden unter «3. Kritischer Regionalismus und Weltkultur» eine kritische Architekturpraxis vor, die jenseits eines sentimental Heimat- und Kulturbegriffs und eines Festhaltens an einer vernakulären Architektur der Jahrhundertwende in selbst-reflexiver Weise die Besonderheiten eines Ortes aufgrund der Beständigkeit von Materialien in Betracht zieht. Dabei wies er unter «4. Der Widerstand der Raum-Form» darauf hin, dass die geschlossene Raum-Form umso mehr an Bedeutung gewinnt, wenn es nicht länger möglich ist, von einer definierten städtischen Morphologie als Grundlage auszugehen, wobei das Ziel auf architektonischer Ebene darin bestünde eine gewisse Dichte zu schaffen, um auf städtischer Ebene die weitere Zersiedlung zu stoppen; er unterstrich unter «5. Kultur kontra Natur» den bewussten und behutsamen Einbezug von Topografie, Klima, Licht (als Antwort auf technokratische Planungen vom «grünen Tisch» aus – und als Kritik an technologischen Entwicklungen, der Vollklima-

Wie Automobilwerbung versucht einen neuen Lifestyle zu prägen. Zürich, Bucheggstrasse (November 2013)
(Foto: Kim Förster)

tisierung durch Klimaanlage und der künstlichen Belichtung durch Neonröhren) und verankerte das Tektonische als grundlegendes Prinzip einer autonomen Architektur anstelle des Szenografischen, wie es zuvor auf der Biennale in Venedig 1980 zelebriert wurde. Schliesslich betonte er unter «6. Visuelle Wahrnehmung und Tastsinn» das Tastempfinden gegenüber der Seherfahrung, welche lediglich das Bildhafte der Architektur erfahrbar macht, und das Einbeziehen weiterer Sinneswahrnehmungen (das Wärme- und Kälteempfinden, die Wahrnehmung von Lichtverhältnissen, der Gehör-, Geruchs-, und Geschmackssinn).

Framptons thesenhafter Text erfüllte neben seiner programmatischen zunächst einmal eine didaktische Funktion. Sein kritischer Regionalismus, der als rück- wie als fortschrittliche Position gelesen werden kann, ist vor dem Hintergrund der Kontexte zu sehen: der institutionellen und kulturellen Politik im Feld der Architektur in New York; der neokonservativen Wende in der britischen wie amerikanischen Politik und Gesellschaft unter Margaret Thatcher respektive Ronald Reagan; und den Transformationen von Disziplin und Profession in Bezug auf das architektonische Projekt in der westlichen Welt. Einmal abgesehen davon, dass Frampton die ökonomischen, ökologischen und sozialen Verflechtungen der Architekturpraxis auf den verschiedenen Massstabebenen – nicht nur regional, auch lokal, national und global – nicht weiter diskutiert hat, zeigte sich der Glaube an die Autonomie der Architektur daran, dass er an einer Autorenarchitektur festhält, die regionalen Baustilen folgt. In Bezug auf die Schweiz waren es zunächst die Bauten von Ernst Giseler, Dolf Schnebli und Atelier 5 wie der Tessiner Schule, explizit Mario Botta, Aurelio Galfetti, Luigi Snozzi und später dann Projekte von Peter Zumthor, Herzog & de Meuron, Gigon/Guyer, oder Jürg Conzett, die Frampton im Einzelnen lobend hervorhob.⁴ Über eine stilistische Leseweise hinaus spielte die Region als Bezugsgrösse jedoch keine übergeordnete Rolle mehr.

Problematisch an Framptons *Critical Regionalism* ist vor allem der traditionelle Naturbegriff – und damit auch der Kulturbegriff. Zwar erkennt er, dass im Verhältnis von Gesellschaft und Natur einige physische Aspekte wie die Geologie als unveränderbar gelten, sodass davon ausgegangen werden muss, dass die Menschheit Natur nicht komplett nach ihrem Willen erschaffen kann. Doch obschon er eine Dialektik von Architektur und Natur behauptet, bezeugen einzelne Aussagen eine klassische Dichotomie von Kultur und Natur. Grundlegend dafür ist, dass er sich mit seinem kritischen Regionalismus auf einen phänomenologischen Ansatz bezieht, der auf Martin Heideggers Aufsatz «Bauen, Wohnen, Denken» (1951) aufbaut, in dem dieser die Beziehung von Mensch und Architektur ontologisch untersucht.⁵ Der Naturbegriff bei Frampton war daher eher metaphysisch gedacht als von einer Programmatik der politischen Ökologie beeinflusst.

Auffällig ist auch, dass Frampton in seinen sechs Punkten sozialräumliche Aspekte der gebauten Umwelt aussen vor liess und Fragen der Partizipation, des Gebrauchs, des Zusammenlebens lediglich durch das Anführen von Referenzen und Zitaten thematisierte, indem er zum Beispiel darauf verwies, dass er den Ausdruck «kritischer Regionalismus» einem Text der Architekturhistoriker Alexander Tzonis und Liane Lefaivre entnommen hatte, die argumentierten, dass keine neue Architektur entstehen kann «ohne eine Neugestaltung der Beziehungen zwischen Designer und Benutzer, ohne neue Programme»; doch im Gegensatz zu den materialtechnischen Aspekten – das heisst den handwerklichen und ästhetischen Voraussetzungen und Gegebenheiten, auf deren Grundlage Frampton architektonische Qualität eingefordert hat – trug der Text nicht unbedingt zu einem besseren Verständnis der sozio-ökologischen Systeme bei.

Ganz anders war zu diesem Zeitpunkt die zeitgenössische Architekturdebatte im deutschsprachigen Kontext gelagert, wo in der zweibändigen Publikation *Für eine andere Architektur* (1981), herausgegeben von Michael Andritzky, Lucius Burckhardt und Ot Hoffmann, in Anschluss an die Darmstädter Werkbundgespräche bereits Ansätze und Formen des partizipativen, ökologischen und regionalen Bauens miteinander in Zusammenhang gebracht und diskutiert wurden.⁶ In seiner Einleitung reflektierte Burckhardt, der zuvor bereits eine gesellschaftskritische, kulturelle Interpretation der Vorstellungen von Landschaft, Umwelt und Natur formuliert hatte, darüber, was den drei zeitgenössischen Tendenzen einer kritischen Architekturpraxis gemeinsam sei – nämlich, dass sie an einer dezentralen, kleinteiligen und selbstgenügsamen Architektur interessiert wären. Regionalismus war seiner Ansicht nach keine Frage des Fortschritts oder Rückschritts, sondern von Lernprozessen, wie «Probleme mit beschränkten Mitteln und Materialien bewältigt werden».

Kritische Geografie

Eine intensive Debatte über das Verhältnis von Gesellschaft und Natur wurde vor allem in der Geografie geführt, wobei es die Disziplin aufgrund ihrer integrativen Aufgabe vermag, zwischen den Sozial-, Kultur-, Geistes- und Naturwissenschaften zu vermitteln. Diese Debatte ist auch für eine kritische Architekturpraxis von Bedeutung, wenn es darum geht, die globalen, vermeintlich naturräumlichen Bedingungen in geologischer, geomorphologischer und klimatischer Hinsicht, aber auch bezüglich sozio-ökologischer Zusammenhänge zu reflektieren – nicht zuletzt, was die Wahl und Verfügbarkeit von Energiequellen und Baumaterialien angeht. Für ein besseres Verständnis der Produktion der gebauten Umwelt sei Henri Lefebvre erwähnt, der 1974 mit der Formulierung einer Theorie des sozialen Raums in *La production de l'espace* das Augenmerk auf die Aneignung bezie-

hungsweise Beherrschung der Natur gelegt hat. Mit der Kategorie der «zweiten Natur» verwies er einmal mehr auf prozessuale und sich wandelnde Aspekte der Gesellschaft und den transformierbaren und transgressiven Charakter der Natur.

Seitdem waren es vor allem kritische Geografen aus den USA – die prominentesten Vertreter sind sicher David Harvey oder Neil Smith – die, ebenfalls einer (neo-)marxistischen Denkrichtung verpflichtet, sich für ein besseres Verständnis der gesellschaftlichen Bedingtheit von Natur und Umwelt eingesetzt haben und in dieser Hinsicht argumentierten, dass die Natur nicht nur integraler Bestandteil im Prozess der Produktion sei, sondern dass Gesellschaft und Natur letztlich aufs Engste miteinander verflochten seien – mit allen inhärenten Widersprüchen, Spannungen, Konflikten.⁷ Erik Swyngedouw, einst Doktorand unter Harvey, prägte für diese dialektische Beziehung den Begriff der Sozionatur, um auf die komplexen Wirkungszusammenhänge verschiedenster Prozesse – in menschlicher, natürlicher, materieller, kultureller, mechanischer, organischer Hinsicht – einzugehen und sich gegen einen verallgemeinernden, homogenisierenden Naturbegriff auszusprechen.⁸

Im Weiteren hat der britische Geograf Noel Castree aufgrund seines Interesse an einer politischen Ökonomie der Umweltveränderungen, deren gesetzlicher Regulierung und politischer Anfechtung einen wichtigen Beitrag zur Theoriebildung einer kritischen Geografie geliefert.⁹ Castree nahm sich in *Social Nature* schliesslich der Aufgabe an, die Dialektik von Gesellschaft und Natur weiter zu differenzieren, um so Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen.¹⁰ Ausgehend von Umgestaltung der Umwelt durch den Menschen unterschied er in seiner Einleitung drei Strömungen, die sich zwar mit dem Ursache-Wirkung-Zusammenhang von Gesellschaft und Natur auseinandersetzen, allerdings mit unterschiedlichen Resultaten: a) den technokratischen Ansatz, der davon ausgeht, dass man schon einen Weg finde, um mit Ressourcen und der Umwelt umzugehen, wobei die Rhetorik einer nachhaltigen Entwicklung für ihn lediglich verdeckte, dass weiterhin business as usual betrieben wird; b) den ökozentrischen Ansatz, der sich aus der Umweltbewegung der Siebzigerjahre heraus entwickelt hat und der – indem er die Natur ins Zentrum des Interesses stellt – darauf abzielt, das bestehende Wirtschaftssystem zu kritisieren und zu demontieren; und c) den gesellschaftlichen Ansatz, der die Natur unvermeidlich als gesellschaftlich konstruiert denkt und damit auf eine qualitative Veränderung des Verhältnisses von Gesellschaft und Natur drängt.

Dementsprechend und auch da die gesellschaftliche Bedeutung der Natur seiner Ansicht nach vielfach missachtet, abgestritten, oder einfach herausgestrichen wird, stellt sich für Castree die Frage, auf welche Weise diese denn sozialisiert würde und welche Bedeutung dies in theoretischer,

praktischer und politischer Hinsicht hätte. Die Natur sei in dreifacher Weise sozial zu verstehen. Erstens sei alles Wissen über die Natur zunächst einmal gesellschaftlich konstituiert. Zweitens wären die Alltagspraktiken bestimmter Bevölkerungsgruppen – in Hinblick auf die Interaktion mit der Natur – immer auch durch physische Eigenschaften eines Ortes bedingt, zum Beispiel bei den sogenannten Naturkatastrophen. Und drittens würden Gesellschaften, die Natur produzieren und reproduzieren, häufig im Interesse einer Profitabilität handeln.

Mit Harvey und Smith äusserten sich zwei prominente Vertreter der Debatte um eine politische Ökologie und der Definition des Naturbegriffs in der Geografie kritisch gegenüber den Strategien der Wirtschaft, im Namen einer ökologischen Modernisierung Raubbau an der Natur zu betreiben. Beide verwiesen darauf, dass die sozio-ökologischen Prozesse nur vor dem Hintergrund der kompletten Vereinnahmung und Kommerzialisierung der Natur zu verstehen sind, da weite Bereiche (Wasser, Luft, Saatgut, Gene, etc.) durch den grünen Kapitalismus in seiner neoliberalen Ausprägung mittlerweile privatisiert wurden. So hat Harvey in «What is Green and Makes the Environment Go Round?» (1998) kritisiert, dass auch eine nachhaltige Entwicklung der Logik des ökonomischen Wachstums unterliege und darauf verwiesen, dass jegliche Transformationen der Umwelt immer auch eine Transformation der sozialen Beziehungen bedeute. Vor dem Hintergrund, dass alle Ökosysteme mittlerweile Spuren menschlicher Aktivitäten tragen, könne von langfristiger Nachhaltigkeit nur die Rede sein, wenn die Lebensbedingungen und Handlungsmöglichkeiten auf globaler Ebene angeglichen würden. Smith hingegen hat in «Nature as Accumulation Strategy» (2006) aufgezeigt, inwieweit mit dem Erfolg der Umweltbewegung eine neue Dimensionen der kapitalistischen Produktion der Natur auszumachen sei, wobei neue ökologische Produkte auf dem Markt höchstens zu einer Abschwächung der negativen Effekte menschlichen Handelns auf die Umwelt führten. Wie schon Harvey hat auch er angeführt, dass das Argument der Nachhaltigkeit oftmals als grüner Deckmantel diene, um eine weitere Ausbeutung der Natur zu rechtfertigen. Letztlich sei daher eine Verdinglichung, Vermarktlichung, Finanzialisierung der Natur auszumachen, die zu einer noch stärkeren Regulierung und Produktion der Natur führe. Beide – sowohl Harvey als auch Smith – formulierten eine ähnlich gelagerte politische Forderung: Während Harvey die Frage der ökologischen Gerechtigkeit mit der Frage der sozialen Gerechtigkeit verband, forderte Smith, sich grundsätzlich für eine Demokratisierung der Produktion der Natur einzusetzen.

Einen alternativen Ansatz bietet der Technik- und Wissenschaftssoziologe Bruno Latour, der mit *Das Parlament der Dinge* eine neue Theorie aufgestellt hat, um das Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Natur grundsätzlich zu über-

denken.¹¹ Mit provokanten Thesen entledigte er sich – gemäss seiner politisierten Auffassung der Ökologie – des traditionellen Naturbegriffs, um eine gemeinsame Aufgabe zu formulieren, die jenseits der Unterscheidung von Natur und Gesellschaft angesiedelt ist. Doch auch er argumentiert, dass es nicht darum gehen kann, im Namen der Ökologie mit grünen Produkten und grünen Labels den Markt zu rechtfertigen. Vielmehr heisst «ökologisieren» für Latour, Modernisierung und Ökologisierung grundlegend in Opposition zu setzen und über eine bloss moralische Haltung hinauszugehen.

Langsame Architektur, faire Produktion und fairer Handel mit Ressourcen

Offensichtlich fungieren in Zeiten der Globalisierung, in denen der Architekt als Star zelebriert und Architektur als Lifestyle-Produkt konsumiert wird, Natur und auch Nachhaltigkeit als mehrdeutige Metaphern, als normative Setzung oder als vertröstende beziehungsweise verklärende Begriffe, um die Entwicklung technologischer Innovationen und die Einführungen neuer Produkte zu legitimieren. Unter neoliberalen Vorzeichen bieten im Biokapitalismus, da nicht mehr zwischen Wissenschaft und Ökonomie getrennt wird, mit der zunehmenden Kommodifizierung der Natur Ökolabels all den privilegierten Konsumenten eine Orientierung in Bezug auf ihren Konsum, welcher symbolisch überhöht und moralisch aufgeladen im Endeffekt einmal mehr der sozialen Distinktion dient. Längst wird vermarktet, dass Nachhaltigkeit – neben ökologischen, ökonomischen und sozialen – vor allem auch kulturelle Aspekte umfasst, wenn es um Fragen des Lebensstils und der Lebensführung geht. Ob nun Produkte durch Präfixe wie «Bio-» oder «Öko-» gekennzeichnet oder mit Attributen wie «grün» oder «nachhaltig» versehen sind – im Zuge einer ökologischen Modernisierung wird nicht nur in der Lebensmittel-, der Kosmetik- und Gesundheits-, der Textil- und Bekleidungs-, der Freizeit- und Tourismus- oder der Automobilindustrie, sondern auch in der Bauindustrie suggeriert, dass es die Konsumenten seien, welche die Wahl hätten und durch Konsum – nicht Verzicht! – einen Beitrag zur Rettung der Welt leisten könnten. Die Frage, was denn «das gute Leben» ausmache, wird wieder häufiger gestellt, und dabei selbst den marktwirtschaftlichen Prinzipien von Angebot, Nachfrage und Gewinn unterworfen.

Doch was wäre, wenn selbst das gute Leben schlecht ist? Am Ende muss anerkannt werden, dass es weniger private, sondern vor allem unternehmerische Entscheidungen sind, von denen der sozio-ökologische Zustand des Planeten Erde abhängt. Das zeigt sich daran, dass während der diesjährigen UN-Klimakonferenz in Warschau in der Presse publik wurde, dass es einer Studie zufolge im Zeitraum von 1751 bis 2010 insgesamt nur neunzig Konzerne waren – die meisten davon Energieunternehmen und Mineralölkonzerne, der

Rest Zementproduzenten – die 63 Prozent aller Klimagase verursacht haben.

Letztlich lässt sich auch in der Architektur seit dem Aufkommen der Nachhaltigkeitsdebatten beobachten, dass die «Ökologie als neues Opium fürs Volk» gesehen werden kann, wie Swyngedouw – in Anlehnung an Alain Badiou – in «Immer Ärger mit der Natur» argumentiert hat.¹² In dem 2009 auf Deutsch erschienenen Aufsatz führte er aus, dass die Ökologie längst die Religion ersetzt hat als Achse, «um die herum sich die Ängste von der sozialen Desintegration artikulieren», und um die Entleerung des Natur- und Nachhaltigkeitsbegriffs anzuprangern und eine erneute Politisierung einzufordern. In der Architektur ist die Ökologie bereits Mitte der Achtzigerjahre zu einer Modeerscheinung geworden, wie Lucius Burkhardt schon damals angemerkt hatte.¹³ Doch inwieweit mobilisiert und motiviert heute die viel beschworene «Ökologie der Angst» Architekten, Bauherren und Bewohner? Festzuhalten gilt, dass die Architektur offensichtlich ihre ursprüngliche Handlungsfähigkeit, welche sie in den Siebzigern in Folge des Aufkommens eines globalen Umweltbewusstseins herausgebildet hatte, zu weiten Teilen längst eingebüsst hat. In Bezug auf eine ökologische Zertifizierung von Neubauten beziehungsweise eine umweltgerechte Instandsetzung von Altbauten sind es mittlerweile Experten aus diversen Disziplinen und Interessengruppen wie Wissenschaft, Verwaltung und Industrie, die das Verhältnis von Gesellschaft und Natur neu definieren, nicht aber die Architekten. Angesichts der Tatsache, dass wir ernsthaften ökologischen Problemen erst noch gegenüberstehen, muss grundsätzlich hinterfragt werden, ob die Architektur bereits sozial- und umweltverträglich ist, wenn Nachhaltigkeit ausschliesslich technologisch angegangen und durch den Einsatz von innovativen Haus-, Energie- und Umwelttechniken lediglich der Energieverbrauch pro Person gesenkt oder die CO₂-Emission eines Gebäudes reduziert, nicht aber der gesamte Lebenszyklus betrachtet oder die vollständige Ökobilanz berechnet wird.

Von Interesse wäre eine Antwort auf die Frage, wie heutzutage eine kritische Architekturpraxis aussehen könnte, die sich in Selbstbegrenzung übt, wie es Ivan Illich 1973 mit seiner pamphlethaften Publikation *Tools for Conviviality* eingefordert hat. Er rief dazu auf, das Denken und Handeln nicht der Technik unterzuordnen, sondern die zur Verfügung stehenden Werkzeuge – also auch die Architektur – emanzipativ für ein gemeinschaftliches Zusammenleben zu nutzen.¹⁴ Der neuerliche Fokus auf die Erstellungsenergie, auf die «graue Energie» des Bauens und Rückbauens inklusive der Energie für Rohstoffgewinnung, Herstellung und Transport von Baumaterialien ist als eine erste ernstzunehmende politische Geste zu sehen, die Begriffe der Natur und der Nachhaltigkeit in der Architektur mit neuer Bedeutung zu versehen. Jedoch sollte eine kritische Praxis heutzutage auch in Bezug

auf die sozio-ökologischen Rahmenbedingungen der Architektur sowie auf die komplexen Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur auf unterschiedlichen Massstabsebenen Antworten finden und dabei anerkennen, dass jegliche Bautätigkeit Einfluss auf das globale Klima und das ökologische Gleichgewicht hat.

Es genügt also nicht, sich mit kleinen Veränderungen zufriedenzugeben, die letztlich den Status quo erhalten. Welche Lösungsansätze könnten folglich bestehen, die Energie- und Emissionsproblematik im lokalen und globalen Massstab zu adressieren? Zum einen bedarf es eines nachhaltigen Städtebaus, damit einhergehend des Schutzes öffentlicher Räume und lebenswichtiger Natursysteme, der Nutzung von Skaleneffekten in Bezug auf den öffentlichen Verkehr und Güter, aber auch eines Wohnungsbaus im Sinne der Umwelt, einer räumlichen Integration von Arbeit, Wohnen und Freizeit wie einer hohen politischen Mobilisierung und Bürgerbeteiligung. Zum anderen ist der Aufbau alternativer Märkte notwendig und zusammen mit der Förderung lokaler Produktion zu denken.¹⁵ Angesichts des scheinbar unbegrenzten Wachstums- und Fortschrittsglaubens argumentierte Naomi Klein unlängst in dem Artikel «How Science Is Telling Us All to Revolt» (2013), dass auch unter angesehenen Wissenschaftlern, die nicht unter Ideologieverdacht stehen, Stimmen laut werden, welche die gegenwärtige Ausprägung des kapitalistischen Systems nicht mehr in der Lage sehen, die Ausbeutung der Ressourcen zu stoppen und vernünftige Lösungsansätze jenseits der Aufrechterhaltung der sozio-ökologischen Ordnung zu entwickeln.¹⁶ Einmal abgesehen von direkten Umweltaktionen und der Teilnahme an Protesten, Blockaden und Sabotagen, zu denen öffentlich aufgerufen wurde, kann dies in der Architektur bedeuten, in Analogien zu Slow Food oder Fair Production beziehungsweise Fair Trade neben einer Beschränkung des Energieverbrauchs und des CO₂-Ausstosses auch über unsere grundlegende Einstellung zum Bauen allgemein und vor allem über alternative Produktions- wie Entwurfsformen als auch über die Rohstoffproblematik nachzudenken.

Kim Förster ist Architektur- und Stadtforscher und arbeitet als Dozent im Doktorandenprogramm des Instituts gta an der ETH Zürich. Förster hat Englisch, Amerikanistik, Geographie und Pädagogik an der Westfälische-Wilhelms-Universität Münster, der Humboldt-Universität zu Berlin und der University of Toronto studiert und 2011 an der ETH zur Geschichte des New Yorker Institute for Architecture and Urban Studies (1967–1985) promoviert. Er war Mitherausgeber der Zeitschrift *An Architektur* (Berlin) und hat als letztes das Buch *Arts for Living* (common books, 2013) zusammen mit common room (New York) publiziert. Die Publikation seiner Dissertation im gta Verlag mit Fördergeldern der Graham Foundation ist in Vorbereitung.

¹ Bruno Latour, *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*, Frankfurt am Main 2010.

² Raymond Williams, «Nature», in: *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society*, New York 1976, S. 184ff.

³ Ein Artikel von Kenneth Frampton zum Thema Regionalismus mit zahlreichen Beispielen erschien 1983 unter dem Titel «Prospects for a Critical Regionalism», in: *Perspecta* 20, 1983, S. 147–162; der manifestartige Aufsatz ist im selben Jahr unter dem Titel «Towards a Critical Regionalism: Six Points for an Architecture of Resistance» erschienen in: Hal Foster (Hrsg.), *The Anti-Aesthetic. Essays on Postmodern Culture*, Seattle/Washington 1983, S. 16–30.

⁴ Kenneth Frampton, *Modern Architecture. A Critical History*, New York 1980.

⁵ Martin Heidegger, «Bauen, Wohnen, Denken», in: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, S. 152–158.

⁶ Michael Andritzky/Lucius Burckhardt/Ot Hoffmann (Hrsg.): *Für eine andere Architektur* (Band 1: *Bauen mit der Natur und in der Region*; Band 2: *Selbstbestimmt bauen und wohnen*), Frankfurt am Main 1981.

⁷ Vgl. David Harvey, «Population, Resources and the Ideology of Science», in: *Economic Geography*, Jhrg. 50, 1974, S. 256–277; *Justice, Nature, and the Geography of Difference*, Oxford 1996; «What's Green and Makes the Environment Go Round?», in: Fredric Jameson/Masao Miyoshi (Hrsg.), *The Cultures of Globalization*, Durham/North Carolina 1998, S. 327–355; vgl. auch: Neil Smith, *Uneven Development. Nature, Capital and the Production of Space*, London/New York 1984; «The Production of Nature», in: George Robertson u. a. (Hrsg.), *FutureNatural: Nature – Science – Culture*, London 1996; «Nature as Accumulation Strategy», in: Leo Pantich/Colin Leys (Hrsg.), *Coming to Terms With Nature*, London 2006, S. 16–36.

⁸ Vgl. Erik Swyngedouw, «Modernity and Hybridity: Nature, Regeneration, and the Production of the Spanish Waterscape, 1890–1930», in: *Annals of the Association of American Geographers*, Jhrg. 89, Nr. 3, 1999, S. 443–465, «Impossible «Sustainability» and the Post-Political Condition», in: Rob Krueger/David Gibbs (Hrsg.), *The Sustainable Development Paradox. Urban Political Economy in the United States and Europe*, New York 2007, S. 13–40; «Immer Ärger mit der Natur: Ökologie als neues Opium für's Volk», in: *Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Jhrg. 39, Nr. 3, 2009, S. 371–389.

⁹ Vgl. Noel Castree: «The Nature of Produced Nature: Materiality and Knowledge Construction in Marxism», in: *Antipode*, Jhrg. 27, Nr. 1, 1995, S. 12–48; «Marxism and the Production of Nature», in: *Capital & Class*, Jhrg. 72, 2000, S. 5–36; «False Antitheses? Marxism, Nature and Actor-Networks», in: *Antipode*, Jhrg. 34, Nr. 1, 2002, S. 111–146; Noel Castree, «Environmental Issues: Relational Ontologies and Hybrid Politics», in: *Progress in Human Geography*, Jhrg. 27, Nr. 2, 2003, S. 203–211.

¹⁰ Bruce Braun/Noel Castree (Hrsg.), *Social Nature: Theory, Practice, and Politics*, Malden/Massachusetts 2001.

¹¹ Vgl. Bruno Latour, «Ein Vorsichtiger Prometheus? Einige Schritte hin zu einer Philosophie des Designs, unter besonderer Berücksichtigung von Peter Sloterdijk», in: Marc Jongen u. a. (Hrsg.), *Die Vermessung des Ungeheuren. Philosophie nach Peter Sloterdijk*, München 2009, S. 356–373.

¹² Swyngedouw 2009, a. a. O., S. 380.

¹³ Lucius Burckhardt, «Ökologie - nur eine Mode?», in: *Werk und Zeit* Nr. 4, 1984 und «Ästhetik und Ökologie», in: *Werk und Zeit* Nr. 3, 1990, S. 22ff.

¹⁴ Ivan Illich, *Tools for Conviviality*, New York 1973; deutsche Ausgabe: *Selbstbegrenzung. Eine Politische Kritik der Technik*, Reinbek bei Hamburg 1975.

¹⁵ Zu einem nachhaltigen Städtebau vgl. Mike Davis, «Who Will Rebuild the Ark?», in: *The New Left Review*, Januar/Februar 2010, S. 29–46; deutsche Version: «Wer wird die Arche bauen?», in: *ARCH+* 196/197, 2010, S. 28ff.; Zu einer alternativen Energie- und Lebensmittelproduktion vgl. Naomi Klein, «Capitalism and Climate», in: *The Nation* vom 9. November 2011, online: www.thenation.com/article/164497/capitalism-vs-climate#.

¹⁶ Naomi Klein, «How Science Is Telling Us All to Revolt», in: *New Statesman* vom 29. Oktober 2013; deutsche Version: «Die Welt lässt sich retten – aber nicht innerhalb des Systems», in: *WOZ* 45/2013 vom 7. November 2013, online: www.woz.ch/1345/aufruf-zur-revolte/die-welt-laesst-sich-retten-aber-nicht-innerhalb-des-systems.